

Kommentar zu Sheena F. Bartscherer

»Instrumentalization of Emotion During the 2016 U.S. Presidential Election – A Neopragmatist Analysis of the Presidential Nominees’ Media Communication«

Sebastian Bandelin

Der Begriff des »Populismus« ist gegenwärtig wissenschaftlich wie politisch umstritten. Verstehen die einen darunter Strategien zur konfliktvollen Darstellung der Welt mit gegnerischen Lagern, die eine gemeinsame Identifikation und damit das Erringen von Hegemonie ermöglichen¹, gilt den anderen der Populismus als ein problematischer politischer Stil, der mit klaren Abgrenzungen von »Innen« und »Außen« oder »Elite« und »Volk« arbeitet und auf charismatische »Führungspersonen« zugeschnitten ist. Gilt er hier als essentieller Bestandteil des Politischen überhaupt, wird er dort als Gefahr für liberale Demokratien verstanden. Diese unterschiedlichen Verwendungsweisen und Wertungen schlagen sich auch im politischen Diskurs nieder. Hier wird mitunter der Vorwurf des »Populismus« auch relativ beliebig eingesetzt, um etwa emotionalisierende, oder schlecht recherchierte oder Beifall heischende Aussagen zu kritisieren, aber auch, um überhaupt missliebige politische Forderungen zu diskreditieren. Wir haben es also mit einer komplexen und verworrenen Gemengelage zu tun und es scheint geraten, hier genauer hinzusehen.

Insofern ist der von Bartscherer unternommene Versuch, stärker zu differenzieren und nicht von vornherein jede Form der Emotionalisierung bzw. der Verwendung »emotionaler Stimuli« schon als populistisch zu verstehen, sicher sinnvoll und – blicken wir auf den jüngsten Präsidentschaftswahlkampf in den USA – auch notwendig. Das ist zudem, so könnte ergänzend hinzugefügt werden, deshalb wichtig, weil Emotionen auch eine erschließende Funktion haben, also zur angemessenen Erfassung der Situation gehören können und sich auch in den Beschreibungen einer Situation niederschlagen müssen. Wie die Bezeichnung von

1 Vgl. Chantal Mouffe: *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005, S. 31.

Kriegen als »bewaffnete Intervention« und ihrer zivilen Opfer als »Kollateralschäden« zeigt, kann gerade die Verwendung einer neutralen oder technischen Sprache dazu beitragen, die ethischen Bedeutungen und Implikationen einer Situation zu verschleiern. Ob der Appell an Emotionen als problematisch bzw. »populistisch« zu verstehen ist, müsste sich dann eher daran bemessen, wie hier jeweils appelliert wird, ob etwa die geweckten Emotionen für eigene, unter Umständen von den jeweiligen Appellen oder Situationsbeschreibungen vollkommen unabhängigen, politischen Ziele oder Kampagnen instrumentalisiert werden oder ob im Rahmen dieses Appells oder der Situationsbeschreibung den Zuhörer:innen auch die Möglichkeit einer reflexiven Distanzierung und eigenen Stellungnahme gegeben wird.

Eine solche Unterscheidung ist sicherlich schwer zu treffen. Wie auch immer eine solche Unterscheidung konkret getroffen werden kann, auf jeden Fall scheint, und darauf weist Bartscherer zu Recht hin, die Untersuchung der bloßen Häufigkeit der Verwendung der emotionalen Stimuli von Angst, Sex und Gewalt² nicht hinzureichen. Auf dieser Grundlage lassen sich unterschiedliche politische Diskurse nicht oder nur hinsichtlich spezifischer emotionaler Stimuli unterscheiden. Hier ist es sicher sinnvoll, wie von Bartscherer vorgeschlagen, auch die argumentativen Muster, Strategien und Formen der Bewertung (Auf- oder Abwertung) einzubeziehen.

Auf der Grundlage dieser Überlegungen gewinnt sie über eine vergleichende Analyse der Wahlkampfreden und -äußerungen Trumps und Clintons eine Liste von Kriterien, um populistische von anderen Diskursen zu unterscheiden: konsistente Argumentationsmuster (die im Falle Trumps eher durch gebetsmühlenartige Wiederholungen als durch inhaltliche Stimmigkeit erreicht wird), Wiederholungen, Abwertungen und der Appell an negative Gefühle, die Verwendung von mit Gewalt assoziierten emotionalen Stimuli usw. Hier wäre jedoch zu fragen, ob diese Kriterien für die zu treffende Unterscheidung schon hinreichen. Sind Wiederholungen nicht ein generelles Kennzeichen des auf Markenbildung und Wiedererkennung ausgerichteten Politikbetriebes? Welcher Grad von Wiederholungen wäre genau als populistisch zu verstehen? Können Abwertung und der Appell an negative Gefühle, sofern sie nicht die Abwertung konkreter Personen oder Gruppen, implizieren, nicht auch Teil einer angemessenen Situationsbeschreibung sein? Wäre nicht etwa zu erwarten, dass die Empörung sozialer Bewegungen gegen als ungerecht erfahrene Verhältnisse auch Appelle an »negative Emotionen« enthalten? Müssen sie deshalb schon in gleicher Weise als populistisch beschrieben werden?

2 Unklar ist mir geblieben, warum diese drei als emotionale Stimuli verstanden und in die Analyse einbezogen werden. Das überzeugt ja nur, wenn Lust, Furcht usw. als die einzigen Emotionen gelten.

Wäre etwa Thunbergs »I want you to panic« schon in problematischer Weise populistisch? Was ist umgekehrt mit den positiven Appellen an Nationalstolz und Gefühlen der Überlegenheit der Eigengruppe, die sich ja auch einen wesentlichen Bestandteil von Trumps Wahlkampfstrategien bilden? Auch die Verwendung von mit Gewalt assoziierten Stimuli scheint mir nicht auszureichen. Denn müsste dann nicht die Verlesung der Kriminalitätsstatistik im Rahmen einer Verwaltungsbehörde als deutlich populistischer gelten als beispielsweise eine evangelikale Predigt zur Unterstützung Trumps? Von den vorgeschlagenen Kriterien scheint mir insofern vor allem das der Diffamierung von behaupteten Außenseitergruppen weiterzuführen.

Unabhängig von der Überzeugungskraft der einzelnen Elemente zerfällt die Liste, die Bartscherer erstellt, in zwei Teile: Sie erfasst entweder allgemeine Elemente der jeweiligen Argumentationsstrategien (Konsistenz, Wiederholungen etc.) oder bestimmte Emotionen (Abwertung, mit Gewalt assoziierte emotionale Stimuli etc.). Auf der einen Seite werden also emotions-unabhängige Kriterien und auf der anderen Seite Appelle an bestimmte Emotionen abstrakt, d.h. unabhängig von der jeweiligen Situation und des *wie* des Appells, als populistisch charakterisiert. Die Frage, *wie innerhalb* der jeweiligen Argumentationsstrategien genau an Emotionen appelliert wird, scheint mir so noch nicht zureichend beantwortet.

Insgesamt wäre mein Eindruck, dass Bartscherer überzeugend zeigen kann, dass die bloße Verwendung emotionaler Stimuli nicht hinreichend ist, um populistische Diskurse zu kennzeichnen. Zugleich aber scheint sie mir ein wenig zu stark davon auszugehen, dass sich die hinreichenden Kriterien zur Unterscheidung von populistischen und nichtpopulistischen Diskursen über eine vergleichende Analyse der Wahlkampfreden und -äußerungen Trumps und Clintons gewinnen lassen. Das aber wirft nicht nur die Frage auf, ob die entwickelten Kriterien nicht zu eng am Gegenstand der Analyse gewonnen wurden, um auf weitere Kontexte anwendbar zu sein. Darüber hinaus wäre zu überlegen, ob nicht eine vorgängige Orientierung in den wissenschaftlichen und politischen Debatten um den Begriff des Populismus sinnvoll wäre, um zunächst einen eigenständigen Begriff des Populismus und Kriterien seiner empirischen Operationalisierung zu entwickeln und erst auf dieser Grundlage zu prüfen, ob sich die Wahlkampfreden und -äußerungen Clintons und Trumps überhaupt auf diese Weise unterscheiden lassen. Was spräche denn dagegen, auch den Wahlkampf Clintons oder zumindest Teile davon als populistisch zu verstehen? Das hieße ja nicht, dass beide Politikstile nicht in anderer Hinsicht unterschieden werden könnten. Und eine, vielleicht häufig unterschätzte Gefahr des Phänomens des neuen Populismus, von Trump in den USA bis hin zur AfD in Deutschland, besteht ja darin, dass es uns den politischen Normalbetrieb schon als das Wünschenswerte und zu erreichende Norm erscheinen und somit aber auch die eigenen Urteilsmaßstäbe erodieren lässt.

